

Stapelburger Grenzgeschichten und das Eckertal

Rundwanderung (W), von Stapelburg, durch das untere Eckertal, hinauf zur Rabenklippe und zum Luchsgehege. Zurück über einen aussichtsreichen Bergrücken und den Ecker-Grenzpfad des BUND. Mit einer Zusatzschleife über das Molkenhaus auch als Radtour (R) zu empfehlen. Auf den ersten Stationen kommt Ilse Leßmann zu Wort, unsere Zeitzeugin in Sachen Grenzgeschichte.

Länge: 15 km (W); 20 km (R)

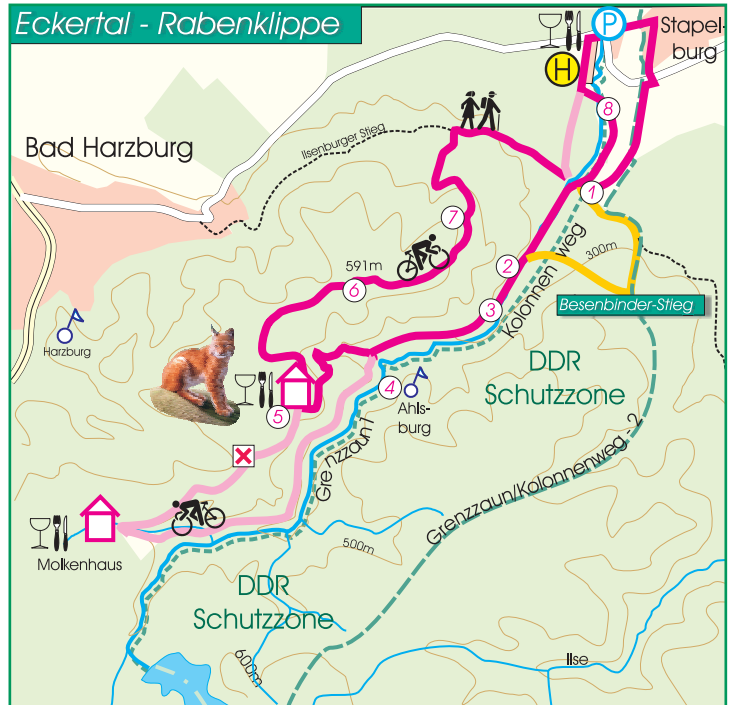
Anstiege: ca. 360 Höhenmeter inklusive Talweg (W); R. wenig mehr

Dauer: 4-5 Stunden (W), 3-4 Stunden (R)

Wegecharakter: befestigte Wege und abenteuerliche Pfade (W); befestigte Wege (R)

Gastronomie: Nationalpark-Waldgaststätte Rabenklippe am Wendepunkt der Wandertour, auf der Radtour zusätzliche Einkehrmöglichkeit im Molkenhaus

Unvermittelt bricht der Harz in das nördliche Umland ab. Eben noch ist man an steilen Hängen entlang durch das bewaldete Gebirge gewandert, da steht man plötzlich am Rand einer fruchtbaren Ebene, die sich - mit großen Feldern - bis an den Horizont erstreckt. Zahlreiche Städte und Dörfer säumen den Rand des Gebirges: Im Westen die alte Kaiserstadt Goslar, flankiert von Bad Harzburg, der Stadt zu Füßen der alten Königsburg, im Osten die gräfliche Residenz Wernigerode sowie der am Fuß des Brockens liegende Hüttenplatz und Kurort Ilsenburg. In der Mitte, weit weniger bekannt als seine Nachbarn, liegt Stapelburg, ein Ort, der über

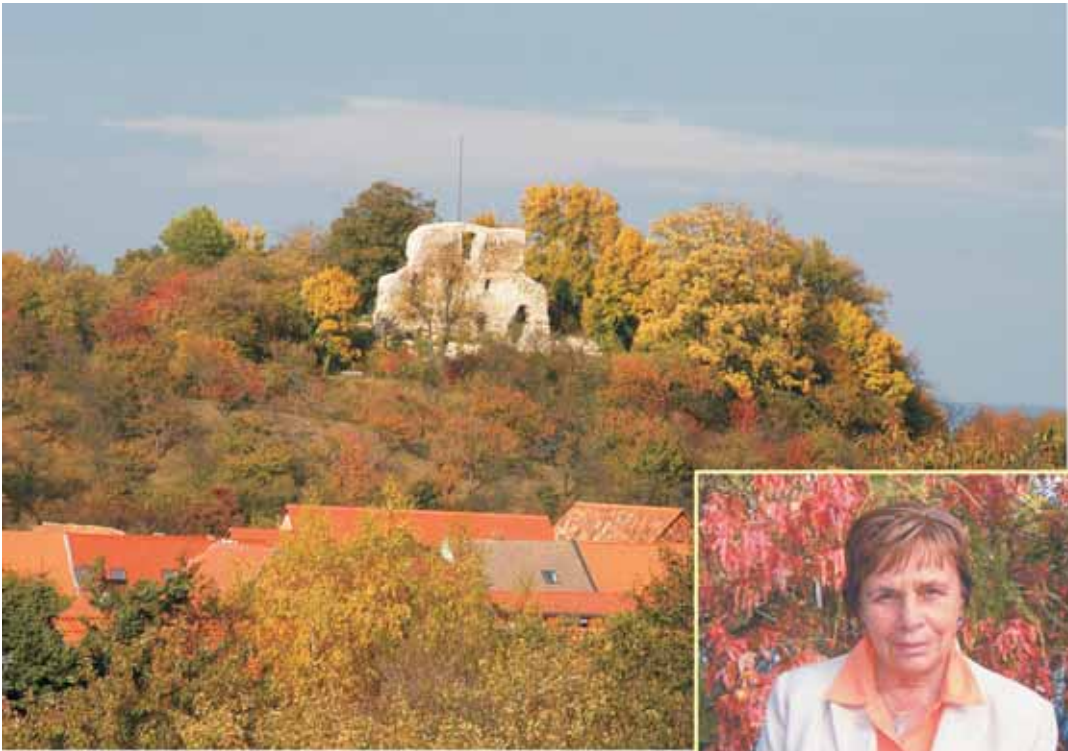


4 Jahrzehnte direkt an der innerdeutschen Grenze lag. Und während Ilsenburg 1971 wieder aus der DDR-Sperrzone herausgelöst wurde, riss man in Stapelburg grenznahe Gebäude ab und zog einen zweiten Grenzzaun, sodass ein Teil des Ortes zwischen den Grenzsperrungen zu liegen kam. Der ehemalige Grenzort hat sich längst wieder „gerappelt“. Stapelburg ist wie Ilsenburg Nationalparkgemeinde geworden, ein Bürgerverein hat die Burgruine „in Schuss gebracht“, der Heimatverein betreibt Spurensuche an der ehemaligen innerdeutschen Grenze, und am Grünen Band wurde ein origineller Wanderpfad geschaffen, der als Zugang zum Harzer Grenzweg dient. Stapelburg hat sich zu einem herausragenden Ort am Grünen Band ent-

wickelt, wozu auch seine Lage am Gebirgsaustritt des Grenzflüsschens Ecker beiträgt.

Ausgangspunkt der Tour ist das westliche Ortsende von Stapelburg, dort, wo die ehemalige Bundesstraße 6 über die Landesgrenze führt. An dieser Stelle befindet sich die „Rast an der Grenze“, eine kleine Gaststätte, die sich bis heute ihren Behelfscharakter aus der Wendezeit bewahrt hat. Neben dem Rasthaus befindet sich ein Denkmal, das an die Grenzöffnung erinnert, die sich hier am 11. November 1989 vollzog.

„Wie ein Lauffeuer erreilte uns die Nachricht: Heute wird in Stapelburg die Grenze geöffnet“, erinnert sich die Stapelburgerin Ilse Leßmann, unsere Zeitzeugin. „Ich



Stapelburg

konnte es nicht glauben. Doch als ich dann von unserem Garten aus die vielen Menschen an der Harzburger Straße sah, begann ich das Ganze zu begreifen. Mein Sohn mit Frau und Kindern und ich gingen ebenfalls los, um dieses Ereignis hautnah mitzuerleben. Es folgten etliche Durchsagen, die zum Inhalt hatten, Berlin müsse erst die Entscheidung treffen. Endlich, um 15.30 Uhr war es soweit. Der Bürgermeister von Stapelburg organisierte einen Bagger, dann ging alles ganz schnell. Metallplatten wurden abgeschraubt, der Graben mit Erde zugeschoben und Bohlen über den Grenzfluss Ecker gelegt. Nach jahrzehntelanger Trennung war zwischen Ost und West wieder eine Brücke entstanden.

Am anderen Morgen gingen wir zu Fuß nach Bad Harzburg. Die

Busse waren hoffnungslos überfüllt. Auch auf der Straße waren Völkermassen unterwegs. In der Ilsenburger Straße in Bad Harzburg hatte eine ehemalige Mitschülerin aus Stapelburg ein großes Plakat am Balkon angebracht: „Bad Harzburg grüßt Stapelburg“. Nachdem wir unser Begrüßungsgeld abgeholt hatten, kauften wir leckere Weintrauben und anderes Obst ein. Mein Enkel, gerade 10 Jahre alt, erklärte sich bereit, die Tüte mit Obst auf dem Rückweg zu tragen. Die Weintrauben gingen natürlich bei dem langen Weg drauf! Doch das war ganz verständlich.“

„Unmittelbar nach der Grenzöffnung wurde begonnen, die Elektrozäune (Signalzäune) abzubauen. Auch der Streckmetallzaun direkt neben unserem Grundstück wurde abgebaut. Wir haben

selbst mitgeholfen. Für mich gab es jetzt nur einen großen Wunsch: Ich musste sofort einmal durch unsere schönen Wiesen entlang der Stimmecke laufen, die vorher zum Niemandsland gehörte. Ganz einfach – ich musste die Freiheit genießen. Zusammen mit meiner 3-jährigen Enkelin ging ich bis zum Bahndamm Stapelburg/Eckertal. Dort befand sich ein Wachturm, aus dessen Fenster noch ein Grenzsoldat hinausschaute. Ich fragte ihn, was er da oben täte, es gebe doch keine Grenze mehr. Seine Antwort lautete, er habe noch keinen anderen Befehl erhalten.“

Auf DDR-Seite, direkt vor dem provisorischen „Grenzübergang“ - die Wiedervereinigung erfolgte erst im Oktober des darauf folgenden Jahres - befand sich die „Muna-Siedlung“, in der bis zum

Ende des Krieges leitende Angestellte und Offiziere der - im Schimmerwald gelegenen - Munitionslager wohnten. Man sieht es den in neudeutschem Fachwerkstil erbauten Häusern heute noch an, dass hier „wichtige“ Personen lebten. Am 10. April, als die US-Streitkräfte bereits vor Harzburg standen, ließen die Deutschen das Lager mitsamt ihren Bomben sprengen. Die Muna-Siedlung, die Siedlung Eckertal und Stapelburg wurden dazu evakuiert.

„Ich kann mich noch gut erinnern, dass wir meine 84-jährige Urgroßmutter im Handwagen sowie ein Baby im Kinderwagen mit ins Eckertal oberhalb Jungborn nahmen, um dort vor den Sprengungen sicher zu sein. Mein Vater und mein Bruder blieben trotz Warnungen zu Hause – man musste ja mit eventuellen Plünderungen rechnen. Erst spät abends ging es mit großer Angst wieder nach Hause. Was uns wohl erwartete? Noch auf dem Heimweg hörten wir einzelne Detonationen. Wir flüchteten uns immer wieder in den Straßengraben. Es war viel zerstört worden: Haus und Stalldach waren zum Teil abgedeckt, in der Wohnung waren Möbel umgekippt und unser einziges Radio lag auf dem Boden.“

Im Jahre 1952 wurde zwischen der Muna-Siedlung und der Ecke der erste Grenzzaun gezogen. Ihm folgte 1973 ein zweiter Zaun, der mit Fernmeldedrähten und Überstiegssicherung versehene Grenzsignalzaun. Dieser verlief zwischen der Muna-Siedlung und Stapelburg und markierte den Beginn der sogenannten Schutzzone. Die Bewohner der Siedlung sowie die Anwohner der nach Westen vorgeschobe-



Denkmal zur Grenzöffnung Stapelburg/Eckertal

nen Häuser an der alten Reichsfernerstraße 6 (zu DDR-Zeiten F6) waren nun von zwei Seiten eingeschlossen. Wenn die Bewohner der Siedlung ihren Hochsicherungstrakt verlassen wollten, mussten sie am Tor des Grenzsignalzauns eine Passkontrollstelle passieren. Hier wurde penibel - und täglich aufs Neue - geprüft, ob sich in ihrem Pass ein spezieller Eintrag befand, der zum Aufenthalt in der Schutzzone berechtigte.

Den übrigen Stapelburgern war das Betreten der Schutzzone nicht gestattet. Wenn Jugendliche aus der Muna-Siedlung ihre Freunde aus Stapelburg treffen wollten, so war dies nur in Stapelburg möglich. Ein Besuch in der Schutzzone wurde nur in dringenden Familienangelegenheiten genehmigt, bei Tod oder bei schwerer Krankheit. Die Bewohner der Muna-Siedlung konnten zu DDR-Zeiten also getrost auf ihren Hausschlüssel verzichten. Besser bewachte Häuser gab es in der Umgebung kaum.

Wir schnüren unseren Rucksack und machen uns über die alte B6 auf den Weg ins eigentliche Stapelburg. Die ersten 500 m unserer Wanderung führen damit durch die ehemalige Schutzzone. Zu DDR-Zeiten war die Muna-Siedlung durch Wiesen und Äcker klar von Stapelburg getrennt, inzwischen sprießen hier Eigenheime in die Höhe. Doch man erkennt noch immer, wo das alte Dorf begann. Dort wechseln wir von der ehemaligen Schutzzone in die Sperrzone, die von 1961 bis 1989 bestand und zunächst auch Ilsenburg umfasste. Ilsenburg wurde 1971 wieder aus der Sperrzone herausgelöst, u.a. aus finanziellen Gründen. Für den Luftkurort mit seinen Hotels und Pensionen bedeutete die Sperrung einen Einschnitt, der auch durch den finanziellen Zuschlag von 10%, den Arbeiter, Angestellte und Rentner in der Sperrzone erhielten, nicht ausgeglichen wurde. Zudem kostete der Zuschlag den Staat eine hübsche Summe Geld. Allein in der Fürst-Stolberg-Hütte waren um die 500 Personen beschäftigt.



DDR-Bürger konnten auf Einladung Personen in der Sperrzone besuchen. Voraussetzung war der Besitz eines gültigen Passierscheins, der von den Einladenden zu beantragen war. Spätestens bis Mitternacht musste der Besucher die Sperrzone wieder verlassen haben. Und wehe man kam zu spät! Ilse Leßmann weiß dazu ein „Lied zu singen“:

„Im Jahre 1974 kommt der Freund meiner Tochter mittels eines Passierscheines zu Besuch nach Stapelburg. Die Freude war groß und der Tag nicht lang genug, besonders wenn man so verliebt ist. So fuhr dann mein zukünftiger Schwiegersohn mit dem allerletzten Bus 23.55 Uhr ab Stapelburg nach Wernigerode zurück. Als der Bus die Kontrollstelle zwischen Stapelburg und Ilsenburg passierte, war es kurz nach 24 Uhr. Bei der üblichen Passkontrolle wurde der Freund meiner Tochter aus dem Bus zitiert. Sein Passierschein war um 24 Uhr abgelaufen. Zwar durfte er seine Reise fortsetzen, aber der Vorfall wurde beim VPKA (Volkspolizei-Kreisamt) aktenkundig festgehalten.

Am 19. Februar 1976 bahnte sich ein familiärer Höhepunkt an. Mein Mann wurde 50. Vier Wochen vorher stellte ich für die Familie meiner Tochter, die inzwischen mit besagtem Freund aus

Wernigerode verheiratet war, Anträge für die Einreise ins Sperrgebiet. Wenige Tage vor dem Geburtstag erhielt ich vom VPKA Wernigerode die beantragten Passierscheine für meine Tochter und deren 9-monatige Tochter. Meinem Schwiegersohn wurde die Einreise ins Sperrgebiet verwehrt. Es hieß, wie so oft: „Dem Antrag konnte nicht stattgegeben werden“. Doch warum?

Ich bin am nächsten Tag im VPKA vorstellig geworden, um den Passierschein doch noch zu erwirken. Ich wurde von einem Büro zum anderen gereicht. Kein Polizist hatte auch nur die geringste Ahnung, warum der Antrag abgelehnt wurde. Es vergingen viele Stunden, zwischendurch die üblichen Kaffeepausen. Aktenberge wurden durch das Haus geschleppt und ich wartete und wartete. Inzwischen war es Nachmittag geworden. Ich war so wütend, dass ich den Plan fasste zur „höheren Instanz“ vorzudringen. Ich bat, den Amtmann sprechen zu dürfen. Ich durfte.

Der Chef war sehr freundlich, aber auch er verstand angeblich nicht, warum es zu einer Ablehnung gekommen war. „Wenn hier im Haus keiner den Grund der Ablehnung nennen kann, werde ich es ihnen sagen“, platzte es aus mir heraus. Darauf schilderte ich, wie mein Schwiegersohn vor zwei Jahren um 0:05 Uhr am Kontrollpunkt Stapelburg-Ilsenburg aus dem Bus geholt wurde. Und siehe da! Nun tauchte auf einmal die „Verbrecherakte“ mei-

nes Schwiegersohns auf, in der „unerlaubter Aufenthalt in der Sperrzone“ vermerkt war. Doch der Amtmann hatte Verständnis. 10 Minuten später konnte ich den Passierschein in Empfang nehmen.“

Auf unserem Weg durch das grenznahe Stapelburg kommen wir auch am Haus von Ilse Leßmann vorbei. (Im alten Dorf erste Straße rechts, dem „Teichdamm“ folgen, bis dieser in die „Trift“ übergeht). Zu DDR-Zeiten war dies das letzte Haus an der „Trift“ und so hatten die Grenztruppen das Grundstück der Leßmanns gleich an zwei Seiten mit dem Grenzsignalzaun umgeben. Doch damit nicht genug. Ein kleines Stück oberhalb hatte man eine Hundelaufanlage eingerichtet. Dazu Ilse Leßmann: „Ich erinnere mich noch sehr gut an das Geheul der Hunde, denn die Versorgung mit dem erforderlichen Fressen war dürftig. Schließlich sollten die Hunde ja scharf sein, um Grenzverletzer zu stellen. Meine Mutter hat die Hunde des Öfteren gefüttert und somit unwissentlich Sabotage betrieben.“

Und weiter: „Mehrmals täglich wurden die Elektrozaune auf eventuelle Grenzverletzungen kontrolliert. Die Kinder, so auch mein Sohn, haben den Zaun näher unter die Lupe genommen. Der Zaun wurde mit einem Stock berührt und so Signal ausgelöst. Lampen leuchteten auf und ein durchdringender Ton war zu vernehmen. Jetzt hieß es Laufen, so schnell es ging, denn gleich kamen die Grenzer, um eventuelle Grenzverletzer festzunehmen. Um die Ursache für die Auslösung des Signals zu finden, mussten sie eine lange Strecke überprüfen. So hatte sich der Streich der Jungen also irgendwie gelohnt.

Übrigens, jede Leiter und jeder Müllkübel auf dem Grundstück mussten sorgfältig angeschlossen werden, was immer wieder kontrolliert wurde. Schließlich konnten sich Grenzgänger damit ein Überklettern des Grenzzauns ermöglichen. Die Nichtbeachtung dieser Vorschrift wurde zumeist mit Geldstrafen geahndet.“

Bevor wir unseren Weg über die „Trift“ fortsetzen, noch eine kleine Grenzepisode von Ilse Leßmann: „Meine Eltern hatten eine kleine Flugentenzucht, um für den Weihnachtsbraten vorzusorgen. Die Enten hielten sich im Garten auf, nahe der Stimmecke, einem kleinen Bach, der unter dem Grenzsignalzaun hervorkam und dann parallel dazu floss. Der Name sagt es bereits, Flugenten können fliegen und so flog der größte Erpel eines Tages über den 2 m hohen Zaun in das Schutzgebiet. Wir stellten Überlegungen an, wie man den Entenmann zu-

rücklocken könnte. Ich wusste, dass der Erpel sich mit der Ente des Nachbarn gepaart hatte. Was lag näher, als die besagte Entenfrau in die Stimmecke zu setzen, und zwar direkt vor der Brücke, über die der Grenzsignalzaun den Bach querte. Das Wunder geschah, die Ente lockte den Erpel, und prompt kehrte der Erpel, diesmal auf dem Wasserweg unter der Brücke, zurück.“

Jungborn, Kafka und das Befremden gegenüber der Nacktheit

Über die neu gebaute Umgehungsstraße und den Damm der ehemaligen Bahnstrecke Bad Harzburg - Ilsenburg geht es auf dem ehemaligen Patrouillenweg in das breite, von Wiesen und Äckern eingenommene Tal der Ecker. Kein einziges Gebäude ist auf der weiten Flur zu sehen. Weiter hinten, wo die bewaldeten Berge des

Nationalparks an die Ecker herantreten, ziehen sich Birkengehölze durchs Tal. Ein Hochstand am linken Wegrand markiert die Stelle, wo zu DDR-Zeiten der Grenzsignalzaun und der Kolonnenweg links zum Waldrand abbogen. Birken zeichnen den Weg der zweiten Grenzstaffel nach, die nach ein paar hundert Metern auf den eigentlichen Grenzzaun traf. Rechts des Wegs erstrecken sich nun Wildgrasfluren, die von Brombeeren und Stauden durchsetzt sind. Wir befinden uns am Grünen Band.

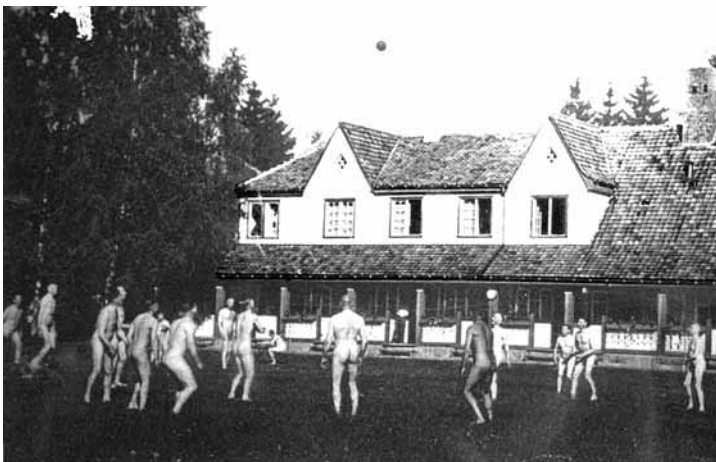
Kurz darauf erreichen wir die Birkenwäldchen, die wir von Ferne gesehen haben. Inmitten weiß leuchtender Stämme sind die freigelegten Fundamente einer Hütte zu erkennen. Eine Tafel des Heimatvereins erläutert, dass hier ein Lufthäuschen des Sanatoriums Jungborn stand (1). „Kehrt zurück zur Natur“ war das Motto des Sanatoriums, in dessen Therapie Be-



Postkarte vom Jungborngelände aus dem 19. Jahrhundert

wegung an frischer Luft und Naturheilverfahren im Vordergrund standen. Die Kurgäste wohnten in Lufthäuschen, besuchten die Gesellschafts- und Badehäuser und nahmen ihr aus Rohkost, Obst und Nüssen bestehendes Essen in großen, lichtdurchfluteten Speisesälen ein. Gemäß der Erkenntnis „Gesundheit ist nicht alles – ohne Gesundheit ist alles nichts!“ absolvierte der Jungborn-Gast allmorgendlich in Luftparks, nach Geschlechtern getrennt, Freiübungen, die von Gesang und Spiel begleitet waren. Als weitere Anwendungen standen Luft- und Sonnenbäder, Heilerde-Kuren, Massagen, Gymnastik und Atemübungen auf dem Programm. Jeder Jungborn-Gast bekam seiner Veranlagung und seinem Zustand entsprechend eine besondere Kur verordnet, ausgerichtet auf die vier Urelemente Licht, Luft, Lehm und Wasser. Der Gast sollte damit zur Besinnung auf das Wesentliche geführt werden, zur Hinkehr auf die natürliche Einfachheit im Denken und Leben.

Der Gründer von Jungborn, Adolf Just, hat mit seinem 1910 veröffentlichten *„Jungborn-Tisch“*, einem vegetarischen Kochbuch, alles Wissenswerte aus dem Bereich



Ballspiel der Männer in Jungborn

der Küche *„für die wahre naturgemäße Heil- und Lebensweise“* zusammengestellt (Internetversion unter www.NorbertMoch.de) Interessant sind die aktuell anmutenden Anmerkungen Justs im Anhang: *„Auf allen Gebieten treten heute große Bewegungen ein. ... Gleichzeitig herrscht aber auch in der heutigen Geschäftswelt eine noch nicht da gewesene Nervosität und gar oft ein bedenkliches Getriebe. Überall ist Unruhe und Hast, eine schreiende Reklame feiert heute höchste Triumphe. Es herrscht ein heißer Interessenkampf, in dem die Betroffenen bei eifrigster Verfolgung ihrer eigenen Ziele das Wohl und Interesse ihrer Mitmenschen, der Konsumenten, gar leicht außer Acht lassen....Die Zeitungen sind heute oft gefüllt von angepriesenen Heil-, Schönheits- Genuss- und Nahrungsmitteln. Man wählt oft für die Artikel die wunderbarsten hochklingenden Namen. Je schlechter die Ware ist, desto schöner ist mitunter der Name...“*

Wie Franz Kafka, der im Juli 1912 zu einem Kuraufenthalt in Jungborn weilte, mit dem Kurprogramm zurechtkam, kann man in seinen *„Reisetagebüchern“* nachlesen:



Franz Kafka

„8. (Juli 1912) Mein Haus heißt „Ruth“. Praktisch eingerichtet. 4 Luken, 4 Fenster, 1 Tür. Ziemlich still. Nur in der Ferne spielen sie Fußball, die Vögel singen stark, einige Nackte liegen still vor meiner Tür. Alles bis auf mich ohne Schwimmhosen. Schöne Freiheit...“

„11. (Juli 1912)... Hie und da bekomme ich leichte oberflächliche Übelkeiten, wenn ich, meistens allerdings in einiger Entfernung, diese gänzlich Nackten langsam zwischen den Bäumen sich vorbeibewegen sehe. Ihr Laufen macht es nicht besser. – Jetzt ist an meiner Tür ein ganz fremder Nackter stehen geblieben und hat mich langsam und freundlich gefragt, ob ich hier in meinem Hause wohne, woran doch kein Zweifel ist. – sie kommen auch unhörbar heran. Plötzlich steht einer da, man weiß nicht, woher er gekommen ist. – Auch alte Herren, die nackt über Heuhaufen springen, gefallen mir nicht. Abends Spaziergang nach Stapelburg. Mit zweien, die ich einander vorgestellt und empfohlen habe. Ruine. Rückkehr 10 Uhr. Zwischen den Heuhaufen auf der Wiese vor meiner Hütte einige schleichende Nackte, die in der Ferne vergehen. In der Nacht, als ich durch die

Wiesen nach dem Kloset wandere, schlafen drei im Gras.“

„14. (Juli 1912) Kirschen gepflückt auf Leiter mit Körbchen. Hoch im Baum oben gewesen. Vormittag Gottesdienst an den Eckerplätzen. Der ambrosianische Lobgesang...“

„15. (Juli 1912)...Ohne Schwimmosen. Exhibitionistisches Erlebnis... Die große Beteiligung des nackten Körpers am Gesamteindruck des Einzelnen...“

Eine Lektüre von Kafkas ausführlichem Bericht, einschließlich der Darstellung des Stapelburger Schützenfestes, kann nur empfohlen werden. Weiteres im Internet unter www.bela1996.de/literature/kafka-tagebuch.

An einer nahe gelegenen Schutzhütte, unweit der Ecker, befindet sich eine weitere Info-Tafel, die u.a. auf das Traditionsgasthaus Eckerkrug hinweist, das mit seinem Biergarten direkt an das Sanatorium grenzte. Rohkostabtrünnige konnten sich hier für eine gewisse Zeit dem gesunden Leben des Sanatoriums entziehen. Die Gegend war früher alles andere als einsam. Auch ein Forsthaus gehörte zu dem Ensemble. Direkt hinter der Schutzhütte blickt man in das Kellerloch dieses Hauses.

Die Grenze

Die Grenzziehung zwischen Deutschland Ost und Deutschland West hat das Leben aus dieser fidele Ecke nach und nach vertrieben. 1946 wurde das Sanatorium zu einem Tuberkulosen-Heim umfunktioniert. 1958-1962 erfolgte der Umbau zu einem Altersheim. 1964 schließlich wurden alle Gebäude dem Erdboden gleich gemacht und ein breiter Grenzstreifen

gezogen. Heute sprießen hier überall Bäume und Sträucher in die Höhe. Der ehemalige Grenzstreifen und das Trümmerfeld von Jungborn sind heute Teil des Grünen Bandes. Die Kolonnenwege wurden zu Wanderwegen und über die Ecker führt wieder eine Brücke in den „Westen“.

Direkt hinter der Schutzhütte beginnt der Nationalpark, der uns mit Spontanatur empfängt, links - dicht auf dicht - die schmalen Stämme eines Birkendickichts, rechts einzelne starke Birken, die mit anderen Gehölzen ums Licht kämpfen. Dazwischen verläuft schnurgerade unser Weg durch das enger werdende Eckertal hinauf (Markierung „Rotes Dreieck“). Nach ein paar hundert Metern tritt die Ecker an den Weg heran. Früher bildete der Fluss von Stapelburg bis hinauf zur Quelle die Demarkationslinie. 1952 hat man auf dieser Strecke am östlichen Ufer sämtliche Gehölze abgeschlagen und einen einfachen Grenzzaun gezogen. Später, in den siebziger Jahren, wurden die Grenzsperren sukzessive um 1-2

km ins Hinterland zurückverlegt. Der obere Abschnitt des Eckertals war zu schmal und zu steil, als dass man hier ohne größere Probleme eine 50 m breite Grenzsicherungsanlage hätte unterbringen können. Da war es viel einfacher, über die breiten Bergrücken, die sich vom Scharfenstein hinunter zum Ilsenburger Stieg ziehen, eine Schneise zu schlagen und die Grenzsicherung völlig neu aufzubauen. Auf dem alten Grenzstreifen an der Ecker siedelten sich Gehölze an. Die Birken rechts von unserem Weg stammen aus dieser Zeit.

Zumindest im unteren Abschnitt des Eckertals mochten die Grenztruppen jedoch nicht auf „moderne“ Bausteine der Grenzsicherung verzichten. Ein Kolonnenweg wurde angelegt, der so weit Ecker-aufwärts führte, bis man auf einen befahrbaren Weg traf, der am östlichen Ufer zur Sperrmauer führte. Dieser Kolonnenweg, dessen Umfeld selbstverständlich gehölzfrei gehalten wurde, verläuft ein paar Meter links von unserem



Grasnelken und Flechten auf historischer Schlackendeponie

Wanderweg, inmitten des jungen Birken- und Fichtenaufwuchses.

Sonderbiotop auf historischer Schlackendeponie

Kurz hinter dem Abzweig des Besenbinderstiegs, den wir auf der nächsten Tour kennen lernen werden, öffnet sich rechter Hand der Wald und es wird eine große, leicht hügelige Freifläche sichtbar, die von einer schütterten Vegetation aus rosa blühenden Grasnelken, Rentierflechten und Gräsern überzogen ist (2). Die Grasnelke (*Armeria maritima*) zeigt schwermetallhaltige Böden an, die im Harz vor allem auf dem Schlackenabraum ehemaliger Kupfer- oder Bleihütten vorkommen. Und um eine solche Fläche handelt es sich auch hier. Schlacke ist so unfruchtbar, dass die Besiedelung durch Pflanzen nur langsam vonstatten geht. Grasnelke, Flechten und anspruchslose Gräser sind hier die Pioniere. Später gesellen sich Birken hinzu. Damit die seltenen und schönen Grasnelkenfluren erhalten bleiben, wird auf diesem historischen Platz ab und zu der Gehölzaufwuchs entfernt.

Ein geheimes Wehrmachtslager und die Pappenfabrik

Nicht weit vom Schlackenplatz trifft man, mitten im Wald, auf eine Pappenfabrik, die sich wegen ihres Erscheinungsbildes als Schauplatz für einen Tatort-Krimi eignet (3). Die etwas archaisch wirkende Produktionsstätte, von der ein die Atemwege reizender Säuregeruch ausgeht, liegt auf niedersächsischer Seite. Die Fabrik geht auf eine Holzschleifmühle zurück, deren düsteres Produkti-

onsgebäude während des Zweiten Weltkriegs zu einem Wehrmachtslager für Textilien mutierte.

„Als der Krieg zu Ende war, machte sich alles, was Beine hatte, auf den Weg zur Schleifmühle im Eckertal“, berichtet Ilse Leßmann, die damals 15 Jahre alt war. „In der Schleifmühle stapelten sich die herrlichsten Uniformstoffe in Grau und Grün, dazu jede Menge Schneehemden aus weißer Fallschirmseide. Letztere eigneten sich für die Fertigung von Blusen und Kostümen, während man aus den Uniformstoffen Anzüge und Mäntel schneiden konnte. Es gab auch Lederballen, aus denen man Schuhe und Handtaschen machen konnte. Weitere Renner waren die Knobelbecher und ganz, ganz dicke Filzstiefel, von denen einige sicher heute noch in Stapelburg oder Ilsenburg zu finden sind. Nach dem Motto „Es ist alles zu gebrauchen“ wurden aus den „Filzlatschen“, die in den Stiefeln getragen wurden, todschicke Damenhüte modelliert, die wir u.a. für Lebensmittel eintauschten. In der Schleifmühle lagerten auch ungeheure Mengen an Garnen und Zwirne. Nun konnten auch die Häkel- und Stricknadeln wieder klappern.“

Die ehemalige Schleifmühle und heutige Pappenfabrik liegt inzwischen als Enklave mitten im Nationalpark. An eine Einstellung



Ilse Bindseil (spätere verh. Leßmann) mit selbst geschneidertem Mantel und Filzhut aus Wehrmachtbeständen

der nicht gerade umweltfreundlichen Produktion ist vorerst nicht zu denken. Vom Werk aus wurde bei der Einrichtung des Nationalparks Bestandsschutz ausgehandelt.

Am Werkszaun wechselt der Wanderweg auf die westliche Seite der Ecker, denn das östliche Ufer wird steil und felsig. Der Kolonnenweg, der schon vorher an Höhe gewonnen hat, übersteigt den Steilhang, womit auch das Birkenband, das uns bisher begleitet hat, den Blicken entschwindet. Nach ca. 1 km erreichen wir den Abzweig zu den Rabenklippen. Für den Fußgänger empfiehlt es sich, diesen Aufstieg (Markierung) zu nehmen. In 1/2 bis 3/4 Stunde hat man die 230 Höhenmeter geschafft. Der mit der Bezeichnung „20 B“ markierte Steig mündet an der rückwärtigen Seite der Nationalpark-Waldgaststätte Raben-

Klippe, was sich für den Anstieg motivierend auswirkt.

Die Ahlsburg und der Kolonnenweg

Zuvor sollte man jedoch noch einen kleinen Abstecher talaufwärts unternehmen, bis zu einer Engstelle, an der eine Brücke über die Ecker führt. Auf der westlichen Seite ist zwischen Fluss und Felsen gerade mal Platz für den Weg. Auf der Gegenseite erhebt sich ein von Granitklippen gekrönter Bergsporn, auf dem sich bis ins 14. Jh. die Ahlsburg befand (4). Die Burgbesatzung war für den Schutz des umliegenden Reichsbannforstes verantwortlich. Von der Burg sind nur einige Mauerreste übrig. Interessant ist jedoch ihre Lage direkt an der ehemaligen innerdeutschen Grenze. Über einen kleinen Umweg gelangt man auf die Rückseite der Klippen. Man folgt dazu dem am östlichen Ufer entlang führenden Wanderweg, bis von links der Kolonnenweg im spitzen Winkel hinstößt. Auf

dem ehemaligen Grenzweg geht man gut 100 m bergauf, bis zu einer breit ausgebauten Rechtskurve. Links befindet sich ein Hinweisschild „Ahlsburg“ und ein weiteres Schild mit der Bemerkung „Betreten auf eigene Gefahr“. Das mit der Gefahr ist ernst zu nehmen. Denn die senkrecht abfallenden Klippen sind nicht gesichert. Noch nicht einmal ein Steig ist vorhanden. Begnügen wir uns also damit, vom Kolonnenweg aus auf den mit Felsen besetzten Bergsporn zu schauen. Im Stamm eines Baums stecken Isolatoren, von denen gekappte Fernmelde drähte herunterhängen, ein Überbleibsel der Grenzbeobachtungs posten. Über die Eckerbrücke geht es zurück auf die Westseite. Während man als Wanderer direkt zur Rabenklippe aufsteigt, folgt man als Radler dem Eckertal bis zum Abzweig Molkenhaus (Wegweiser beachten!). Vom Molkenhaus führt eine - für den öffentlichen Verkehr gesperrte - Waldstraße zur Rabenklippe und dem Luchsgehege. (Zum Luchsgehege siehe S. 204)

Von freien und zugewachsenen Aussichten - Abstieg über die Wernigeröder Bank

Der Rückweg nach Stapelburg ist für Radler und Wanderer weitgehend identisch. Er führt oberhalb des Eckertals über die breiten Rücken von Uhlenkopf und Woldberg, wobei man zunächst über den Wanderweg „20 F“ in Richtung „Kreuz des deutschen Ostens“ wandert bzw. radelt, um dann der Markierung „20 E“ („Blaues Band“) bis zum Ilsenburger Stieg zu folgen (Markierung „Blauer Punkt“). Am Uhlenkopf (6), einer doppelköpfigen, direkt am Weg gelegenen Granitklippe, hat man einen phantastischen Ausblick über das Eckertal, hinüber zum Brocken und zu den Hohneklappen. Im Mischwald der unter uns liegenden Eckerhänge ragen einzelne abgestorbene Fichten empor, die dem Borkenkäfer zum Opfer gefallen sind. Der Wald als Ganzes hat dadurch keinen Schaden genommen!



Birkenpionierwald am ehemaligen Grenzstreifen, Spuren der DDR-Grenzsoldaten an der Ahlsburg



Blick von der Rabenklippe zum Brocken

Kurz hinter dem Aussichtspunkt beginnt der Abstieg nach Stapelburg. An einem Abzweig Richtung Harzburg erreichen wir die ersten Eichen, ein Zeichen, dass wir uns den tieferen Lagen nähern. Eine Schutzhütte wird passiert, an der auf die Existenz der nahe gelegenen Wernigeröder Bank hingewiesen wird. Folgt man dem Wegweiser, so trifft man nach gut 100 m auf eine grün gestrichene Bank, die etwas verloren mitten im Wald steht (7). Die Sicht auf Stadt und Schloss Wernigerode ist inzwischen zugewachsen. Ersatz bietet, ein paar 100 m bergab, die Stapelburger Bank. Eines Tages

wird auch diese Aussicht von Gehölzen verstellt sein, das ist der Lauf der Natur.

Der abenteuerliche Grenzpfad des BUND

Wenig später treffen wir auf den Ilsenburger Stieg, der uns hinunter zur Ecker führt (rechts), wo wir auf die Schutzhütte treffen, an der wir uns zu Beginn der Tour über den Eckerkrug informiert haben. An dieser Stelle zweigt ein neu geschaffener Grenzpfad ab (8). Für Radler ist der vom BUND Sachsen-Anhalt geschaffene Pfad

nicht geeignet, sie nutzen die westlich der Ecker verlaufende Waldstraße, die über die Siedlung Eckertal zur alten B6 und zur „Rast an der Grenze“ führt.

Auch Wanderer sollten dem Grenzpfad nur folgen, wenn sie über Trittsicherheit und pfadfinderische Fähigkeiten verfügen. So jedenfalls war der Weg zum Zeitpunkt der Drucklegung einzustufen. Zunächst führt der Pfad durch das ehemalige Gelände des Jungborn-Sanatoriums, auf dem sich eine Wildnis aus Grasfluren und Gehölzen entwickelt hat. In diesem Bereich ist der Pfad freigeschnitten und gut zu erkennen. Dann weisen Schilder in den Auwald der Ecker, der sich zu DDR-Zeiten vor dem Grenzzaun befand. Man wandert auf gerade noch erkennbaren Pfaden durch ehemals vorgelagertes Hoheitsgebiet der DDR, wo sich im Laufe der Jahrzehnte eine wahre Wildnis entwickelt hat. Ahorn, Eschen, Eichen, Erlen und Birken sowie zahlreiche Sträucher prägen den jungen Wald, in dem kein einziger Baum gepflanzt wurde; eine Wildnis aus zweiter Hand, in der sich alle Gehölze spontan eingestellt haben. Hinzu kommt das historische Element: Ein schwarzrot-goldener Grenzpfahl der DDR,



Fichtensterben im Mischwald



Naturnaher Eichenwald auf dem Weg zur Wernigeröder Bank

Grenzsteine aus dem 19. Jh. und die Eckerbrücke der ehemaligen Bahnlinie Ilseburg - Bad Harzburg. Über die Bahnbrücke gelangen wir in den „Westen“, genauer gesagt in die Siedlung Eckertal. Dem Grenzpfad weiter zu folgen war 2006 nicht empfehlenswert, da er hinter dem Bahndamm bereits wieder zugewachsen war. Von der Siedlung Eckertal aus erreicht man in 5-10 Minuten den Ausgangspunkt unserer Tour, den „Rast an der Grenze“.

Für Radler ist der BUND-Grenzweg gänzlich ungeeignet. Man quert daher nicht die Ecker, sondern biegt kurz vorher vom Ilsesteig links ab und folgt einer Waldstraße in die Siedlung Eckertal.



Auf der Eckerbrücke der alten Bahnlinie Harzburg-Ilseburg